

Nr. 40. Posen, den 7. Oktober. 1894.

Russische Rache.

Novelle von Alfred Friedmann.

(Fortsetzung.)

„Mich hat immer gewundert," sagte Gregor zu Alexis, „daß die Jäger nicht eifersüchtig sind!"

„Wieso?"

„Nun, wenn einer den ganzen Tag mit der Flinte herumläuft, bis an die Kniee im Sumpf steht oder im Hochgebirge sich verliert — wie leicht kann ein anderer auf sein Edelwild im Hause Jagd machen!"

„Man muß eben seiner Sache sicher sein. Und das ist kein rechter Jäger, der, wenn er die Wahl hat, eine Kette Rebhühner in seine Tasche zu bringen oder zu Hause zu unrechter Zeit anzukommen, nicht lieber seine sämmtlichen Patronen verschießt."

„Rebhuhnjagd ist ein Vergnügen, aber keine Gefahr. Bei einer echten Jagd muß stets Gefahr sein. Ich habe auch so eine Art Trophäe zu Hause, einen Bärenschädel. Er ist jetzt ganz gebleicht, Haut und Haare sind abgefallen, und zwischen die Nähte habe ich die Geschichte eingenäht. Ich ging früh Morgens in meine Waldungen und stand plötzlich einem sehr alten, ausgewachsenen Bären gegenüber! Ich griff zunächst nach meinem Revolver in der rechten Pelztasche und schoß. Ich fehlte. Bei einer Bewegung fiel mir die Flinte über die Achsel ins Gras, und schon hatte mit gewaltiger Tatze Freund Petz meinen dicken Pelz erfaßt. Nun fiel ich nieder, und er schleifte mich, der Unhold, durchs niedrige Gestrüpp, wahrscheinlich seinen Jungen ein Frühstück zudenkend, seinem Lager zu. Da griff ich mit der linken Hand nach dem zweiten Revolver in meiner linken Rocktasche, schoß und tödtete den Bären auf der Stelle.

Sein Schädel prangt jetzt unter meinen Raritäten im Jagdzimmer."

„Da müssen Sie gut getroffen haben, Alexis Petrowitsch!" rief Loris.

„Ja, der Bär drehte seinen Kopf nach mir um, ich traf ihn durchs linke Auge ins Hirn, und er verendete sofort. Außer einigen Schrammen vom Gezweige brachte ich keine Wunden mit nach Hause!"

„Das zäheste Leben besitzen die Eber!" erzählte jetzt Gregor. „Wir jagten einmal in meinen Forsten ein superbes Exemplar. Es kam an zwei Schützen vorbei, die ihm zwei Kugeln zwischen die Borsten schossen.

Er lief weiter, gerade auf mich zu. Ich zielte, traf, aber er kam mir nur immer näher. Meine zweite Ladung bestand in einem Bleibarren, wieder zielte und schoß ich, traf wieder und der Eber rennt mich schon an. Ich weiche ihm durch eine behende Biegung aus, werfe meine nutzlose Flinte weg, erreiche einen Baum und springe mit hocherhobenen Händen nach einem starken wagerechten Ast. Ich fasse den, ziehe die Beine hoch, kann mich aber aus Erschöpfung oder Ungeschick nicht höher schwingen. So hing ich nun, der Eber umkreist wohl zehn Minuten lan den Baum, fegt seine Hauer daran, und ich hätte die Minut vorausbestimmen können, wo meine Kräfte mich verlassen würden. Der Unhold, genau wie das Tier in der Bibel, quaerens, quem devoret, erwartet seinerseits den Augenblick, da ihm die reif Baumfrucht in — den Rachen fallen wird. Ich rief um Hülfe aber niemand kam. Mit dem Eber mich herumzuraufen, wär etwa so aussichtsvoll gewesen, als der Versuch, allein Plewn einzunehmen. Es verflossen noch einige qualvolle Minuten, d fällt mein Herr Eber um und ist todt. — Natürlich kam jet jemand zu Hülfe. „Aha", rief ich, „meine Herren, Sie kommen zu kämpfen nach dem Friedensschluß?" — Eine so angenehm Lösung im fünften Act hatte ich nicht erwartet. — Das Thie wurde zerlegt und ausgenommen. Es hatte vier Kugeln im Lei und meine Bleibarren waren ihm durchs Herz gegangen!"

„Ein zäher Knabe!" rief Loris. „Morgen wollen wir in de Wagen ein quiekendes Spanferkel mitnehmen. Das zieht d Wölfe an. Sie folgen dem Gefährt, man wirft ihnen mit Stro ausgestopfte Schweinsmumien vor, und ich wette, wir erlege ein Dutzend dieser Feiglinge, während sie sich über die Stroh schweine hermachen!"

Der Vorschlag wurde acceptirt. Dann aber baten die Freund Loris um seine Beichte.

„Sei es denn," sagte er. „Sie werden erfahren, wie dur Sorglosigkeit und etwas Leichtsinn des besten aller Menschen dr Lebensschicksale bestimmt worden sind. Wie ich durch denjeniger der mein Glück gewollt und angestrebt, zu meiner jetzigen hip chondrischen Einsamkeit, zu meinem Pessimismus gelangt bin un warum — Semenew mich vorhin so erschreckt und erstaunt a gesehen, als Sie mir zumutheten — an eine Ehe zu denken — mich zu verheirathen! — Noch eine Flasche Champagner, und — ein wenig Geduld, meine Herren! Sie haben es gewollt — un ich werde es nicht übel nehmen, wenn Sie mich bitten, aufzu hören. Es kann einem etwas furchtbar nahegegangen sein, un für den dritten und — vierten kein Interesse darbieten!"

„Sie wollen uns nur neugierig machen! Loris Iwanowitsch!" „Und es handelt sich um Ihr Lebensschicksal!" fügte Gregor hinzu

„So beginne ich denn:

„Das unermeßliche Gut, das Ihr hier vor Euch liegen seh war einst in zwei Theile getrennt.

Auf dem einen saß seit Menschengedenken die Familie d Wladimirow, deren Namen ich trage. Aber der letzte Bor Stephanowitsch Wladimirow war nicht mein Vater."

Die beiden Offiziere machten eine Bewegung des Erstaunen

„Nein. Nicht einmal ein Verwandter. Wie ich auf das Gut gekommen bin, entzieht sich jeder Erinnerung meinerseits. Ich weiß nichts von meiner Herkunft und habe nie etwas aus dem Munde, den nachgelassenen Papieren meines Wohlthäters hierüber erfahren können. Vermuthungen nach so langer Zeit anzustellen, ist ganz überflüssig und zwecklos. Boris Stephanowitsch Wladimirow war auf seinem Gute und im ganzen Umkreis bekannt als ein Mann strengster Sitten und von so äußerlich kalter Natur, daß ihm die schönste Magd seiner Güter und das lieblichste Stadtfräulein aus St. Petersburg oder Moskau keinen Eindruck machte. Er war schon mit zweiundzwanzig Jahren verheirathet und hat immer mit seiner Frau in bestem Einvernehmen gelebt. Ich erinnere mich ihrer als einer sanften, blonden Dame, die jeder Zeit mild und gütig gegen die Untergebenen war. Besonders schwebt mir heute noch der unterwürfige Blick vor, mit dem sie stets zu ihrem Gatten, dem sehr hochgewachsenen Manne, aufsah. Es war der Blick einer vertrauenden, ergebenen Seele, die keinen Zweifel an dem Götterbilde kennt, zu dem sie emporschaut.

Dieses edle Paar besaß eine Tochter, die ich kurz Sonja nennen will, etwa fünf bis sechs Jahre jünger als ich, und mit derselben gemeinschaftlich wurde ich durch den Deutschen Semenew auferzogen. Später traten noch vielerlei Lehrer hinzu, aber dieser übte den größten Einfluß auf unsere Jugend. Man sieht ihm nicht an, daß er nun an den Achtzigen ist."

„Sonja und ich", fuhr Loris fort, „waren unzertrennlich. Jede freie Stunde verbrachten wir im Freien. Auf den Wiesen band ich Blumen für sie, ich schnitt ihr aus wunderlichen Knorren und Knubben der uralten Forste die ersten puppenähnlichen Spielzeuge, Hampelmänner oder plumpe Bären und als ein wirkliches Bärenjunges an einem frühen Wintertage einmal Sonja hinten bei ihrem Kleidchen aufgehoben hatte und sich anschickte, mit ihr waldeinwärts zu traben, kannte die Dankbarkeit Wladimirows keine Grenzen mehr! Denn Semenew war in der Nähe, sah, daß ich mich tapfer auf das kleine Ungethüm losstürzte und die seinem Maule entfallene Kleine sorgsam wie eine Amme ins Gehöft zurücktrug. Sie lachte und fand das Abenteuer äußerst spaßig, Semenew jedoch pries meine Geistesgegenwart und Tapferkeit, — die Eltern belohnten mich auf ihre Weise durch immer größere Bevorzugung und Gunst.

Später lernten wir auf kleinen Ponys reiten und ich trabte mit Sonja gar lustig zur Lenzeszeit, an kühleren Sommerabenden und im Herbstbunt durch die weiten Steppen, die Jagdgründe und Forstreviere.

Boris Stephanowitsch war ein gewaltiger Jäger und ich mußte selbst früh mit allen Schuß- und Stichwaffen umgehen lernen.

Anfangs fürchtete sich die kleine Sonja vor solch graulichen Dingen. Dann aber machte ich ihr einen kleinen Schießstand längs der langgestreckten Scheunen und Stallungen zurecht, eine Scheibe, mit farbigen Bildern zu bestecken, hinter denen ein Kobold, ein Hirsch mit langem Geweih, eine Russin im bunten Rock heraussprang, wenn die kleine Schützin Schwarz traf — und so überwand sie bald jegliche Angst. Ja, sie konnte, wenns einmal nöthig werden sollte, ihren Wolf oder Bären — deren es ja in den Forsten noch genug gab, wie ein Mann niederstrecken.

So wuchsen wir heran, in der freien Natur. Und wie sich uns das Auf- und Untergehen der Sonne, das singende Rauschen unsrer heimathlichen Flüsse, das Lied unserer Bauern und Vögel gemeinschaftlich einprägte, als ob wir ein Hirn, ein Ohr, ein Paar Augen gewesen wären, so nahmen wir auch dieselbe geistige Nahrung in uns auf. Wir lernten in demselben Buche, unter der Aufsicht desselben Meisters lesen, zusammen lernten wir die Ruhmes- und Leidensgeschichte unseres Volkes kennen, aus demselben Tintenfasse schreiben, und dieselben Dichter erpreßten uns Ausrufe der Freude, des Erstaunens, Thränen.

Wir hatten das Gefühl, Geschwister zu sein, und die Eltern hatten nicht das Geringste, mir die Empfindung zu nehmen, ich sei Sonja's Bruder.

Dennoch begann sie mir mehr zu werden, je älter ich wurde. Ich fühlte mich als ihr Freund, als ihr von Gott berufener Beschützer, bestimmt, sie zu bewahren, ja, zu feien gegen alle Gefahren und Leiden, die sie befallen könnten. Es war damals etwas von jenem Blicke der Mutter Sonja's gegen ihren Gatten in all meinen Handlungen, sofern sie meinen geliebten Schützling betrafen. Dieser hatte sich geistig und körperlich nunmehr gleichmäßig entwickelt. Sonja war klug und aufgeweckt, von dem Vater schien sie die unbedingte Ehrlichkeit, das unbeugsame Pflichtgefühl, den Charakter geerbt zu haben. Den Körper hatte ihr die Mutter gegeben.

Ich hatte Sonja als Kind gesehen, wenn man sie badete, und wir hatten noch mit zehn, elf Jahren neben anderen Dorfkindern im heißen Sommer im Flusse zusammen geschwommen. Ich betone, daß ich unsere Sonja nie, niemals, — beim heiligen Wladimir, — bewußt oder unbewußt mit den Augen der Sinnlichkeit angesehen habe. Sie war mir etwas durchaus Heiliges, etwas so über allen Erdenwunsch Entrücktes, wie etwa die heilige Frau von Kasan oder etwa ein schönes Marmorbild, wie ich es später auf meinen Reisen in Rom oder Neapel gesehen.

Doch damals erschien sie mir stets nur wie ein schwächerer Knabe, nie als Mädchen. Wir fühlten einfach, unverderbt von Sitten, und französische Romanideen waren noch nicht durch unsre Sinne gezogen, die nur gewohnt gewesen, den wohlthätigen Geruch der harzigen Wälder, den Erdbeerhauch der Steppen, den Geschmack würzigen Honigs, den Wonneschrei des Adlers, den Anblick großer Naturfarbenspiele einzuschlürfen, aufzusaugen.

Eines Tages aber, an einem schwülen Augusttage, als die Luft in den Zimmern unerträglich geworden und über den wogenden Kornfeldern draußen ein zitternder, schillernder Brodem stand, sodaß alles nur ein sengendes, brennendes Flimmermeer von Feuer schien — da ging ich hinaus an den Fluß, wo er sich in den Forst verliert und — einen weiten Teich bildend — eine Zeit lang selbst ein kühlendes Bad zu nehmen scheint.

Ich taumelte fast zurück, so heiß kam die Stickluft aus den eng aneinandergeschlossenen Stämmen des Waldes mir entgegen. Dort schien alles versengt, die Aeste ließen die Zweige matt und fahl herabhängen, die Farbe des Augustwaldes war schon die des späten Septembers; es raschelte in der Tiefe, als ginge man auf vorjährigem Laub; doch war es schon das des jungen Jahres.

Kein Vogel sang, kein Wild ließ sich sehen.

Ich athmete schwer und sank erschöpft, in Schweiß gebadet, am Teichrand nieder. Ein paar alte Kastanien spiegelten ihr Bild in der dunklen, aber reinen Fluth, und hie und da rollte aus der verdorrten Schale eine braunrothe Frühfrucht durchs Geäst, über den Boden, in den See. Zwecklos, wie ein frühreifer Mensch ins Grab fällt.

Nach einer Weile warf ich die Kleider von mir und stieg in die Fluth. Mit mächtigem Ruderschlag der Arme durchquerte ich mehrmals den ziemlich geräumigen Teich, lag eine Weile, mich kühlend, auf dem Rücken und stieg dann herauf, mich mit einem mitgebrachten türkischen Tuche trocknend. Darauf kleidete ich mich langsam an und legte mich zwischen das Unterholz, um in wenigen Minuten in tiefen Schlaf zu fallen.

Aus diesem erweckte mich ein lauter Schrei.

Ich hebe mich halb auf dem rechten Arm und spähe aus.

Einen Augenblick glaubte ich weiter zu träumen. Denn mir war, als hätte ich geträumt, Sonja säße bei mir im Grase und läse mir aus einem unserer Kindermärchenbücher die Geschichte von zwei verzauberten Königskindern vor, die eine böse Hexe daran verhindert, sich zu lieben. Eben waren wir dabei, jener alten Unholdin das Schlaftränklein einzugeben, das sie für den treuen Hund gebraut hatte, der uns zur Bewachung gesetzt war — da schrie sie, die kleine Sonja, auf, denn die alte Hexe hatte den Trank wüthend auf den Fußboden geworfen, der ihn gierig aufsog.

Aber ich hatte nicht geträumt.

Sonja hatte wirklich geschrien.

Auch sie war in der glühenden Sonnenhitze zum Teiche geschritten, vielleicht ein wenig zu rasch. Ihre Kleidchen lagen am Seerand und sie selbst sah ich eben, mit den Händen noch einmal auftauchend, versinken.

Das war kein Traum, zu deutlich, wach, sah ich, der eben noch Halbschlafende, alles.

In einem Nu war ich wie ein Pfeil nach der Stelle geschossen, wo ich ihr Blondhaupt, zart wie das ihrer Mutter, eben mit jenem hilfeflehenden, vertrauenden Blick versinken sah.

Ich hatte Sonja schon oft in den Armen gehalten: wenn ich sie aufs Pferd hob, wenn ich sie vor einem Zaune, der zu überspringen war, stützte; wenn sie meinen Arm nahm und sich

müde an mich schmiegte, kannte ich das Gefühl ihrer Berührung, ohne ein Gefühl dabei zu haben.

Als ich jetzt in das kühle Wasser griff und das zarte Körperchen des fast fünfzehnjährigen Mädchens emporholte, da empfand ich etwas, was ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ich werde diesen Augenblick nie vergessen. Es war meine erste Berührung mit dem Weibe.

Ich trug sie raschen Ruderschlags ans Ufer, bettete sie ins Gras, rieb sie mit dem türkischen Tuche und hüllte sie dann in dasselbe wie ein Juwel ein. Alsbald schlug sie die Augen auf und sah mich dankbar beschämt an.

Sie war zu rasch gegangen, zu schnell ins kühle Wasser gestiegen, ihr Blut hatte revoltirt, der Ohnmacht hätte ein Herzschlag folgen können. Damals offenbarte sie sich mir anders als je zuvor.

Alles schien an ihr zu knospen und zu blühen, sie war das halbwüchsige Mädchen längst nicht mehr, das vordem unbekümmert mit mir in dieselben Fluthen des Flusses hinabtauchte.

Sie war zur Jungfrau erblüht und an ihr meine Liebe. Aber ich wußte an jenem Tage beides nicht.

Sie bat mich, nichts von jenem Vorfalle zu erzählen; in ihrer naiven Unschuld, nicht, weil sie Scham empfand, sondern weil sie fürchtete, ihren guten Eltern einen unnützen Schrecken zu verursachen, oder gescholten zu werden — wegen des übereilten Bades.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stern der Liebe.

Novellette von E. Rudorff.

In dem gastfreien Hause des Präsidenten v. Wechmar zu D. war eine auserlesene Gesellschaft von etwa dreißig Personen versammelt, welche sich in der heitersten Stimmung bewegte. Denn hochgebildete Männer und Frauen — in kleine Gruppen vertheilt — verstanden es, Gegenstände der Unterhaltung zu finden, die den Geist anregen und ihn über die gewöhnlichen Themata alltäglicher Salonkonversation fortleiten mußten. Dabei flogen sinnige Bemerkungen, scherzhafte Einfälle von einer Gruppe zur anderen und vermittelten wiederum ein gemeinsames Theilnehmen und Genießen.

So waren fast alle Gäste bereits in dem lebhaften Austausche von Ideen und Ansichten mit einander in Berührung gekommen: nur zwei der Anwesenden, ein Mädchen von seltener Schönheit und ein junger Mann, dessen edel geschnittener Kopf mit dunkeln geistvollen Augen von großer Begabung Zeugniß ablegte, waren bei reger Theilnahme an der Unterhaltung sich doch vollständig fern geblieben.

Gleichwohl würde ein scharfer Beobachter erkannt haben, daß beide im Stillen sich mit einander beschäftigten; denn jedes Wort, das den Lippen der Schönen entfloh, ließ den jungen Mann unwillkürlich aufmerken und machte es ihm schwer, die Unterhaltung mit anderen fließend im Gange zu halten.

Ebenso lauschte das Mädchen gespannt den Auseinandersetzungen des jungen Mannes, und sie nahm — als er sich zu ernsterem Gespräche mit einem Herrn ein wenig von der Gruppe zurückzog — auf einem kleinen Sopha in der Nähe Platz, wo sie, scheinbar ganz in die Betrachtung eines prächtigen Albums vertieft, keine Silbe von der Unterhaltung verlieren konnte.

Rosa Hellborn, so hieß das junge Mädchen, war von schlanker, hoher Gestalt. Sie zählte jetzt einundzwanzig Jahre, und ihre Züge, von geradezu untadelhafter Schönheit, verriethen Nachdenken und Willenskraft. In den herrlichen blauen Augen sprach sich eine gewisse Ermüdung aus und die fest geschlossenen Lippen öffneten sich nur selten zu einem feinen Lächeln, welches dann allerdings ihrem Gesichte einen sanften, fast unwiderstehlichen Zauber verlieh.

Ihr Vater, der Konsul Otto Eberhard Hellborn, einer der reichsten Kaufherren der Stadt D., gehörte unbestritten zu deren kenntnißreichsten und edelsten Bürgern. In einer Zeit, in welcher materielle Interessen vorwiegen und das Bestreben in fieberhafter Hast Schätze zu erwerben und zu vermehren, alle Schichten der Gesellschaft durchdringt und zu gewagten, ja frevelhaften Spekulationen treibt, war Hellborn dem Prinzip besonnener Geschäftsführung und strengster Rechtlichkeit unverbrüchlich treu geblieben. In seinem Haushalte hatte sich niemals eitle Prunksucht kund gegeben; nichts darin ging über den würdigen Komfort hinaus, welchen eine reiche Bürgerfamilie sich wohl erlauben durfte. Dafür jedoch liebte es Hellborn, Werke der Kunst zu erstehen, und seine Sammlung von Gemälden moderner Meister galt als eine der werthvollsten des Landes. Ein Freund und Wohlthäter der Armen und Bedrängten, vertheilte Hellborn nicht nur Almosen mit freigebiger Hand, sondern er hatte schon zweimal — nach dem glücklichen Erfolge großartiger Unternehmungen — seiner Vaterstadt bedeutende Summen zugewendet, welche sie in den Stand setzten, lange beabsichtigte und vorbereitete milde Stiftungen endlich ins Leben zu rufen.

Das Vertrauen und die dankbare Zuneigung seiner Mitbürger hatten Hellborn zu manchem Ehrenamte berufen; alle füllte er mit der Pflichttreue und Uneigennützigkeit aus, welche einen hervorragenden Zug seines Charakters bildete.

Vor sieben Jahren war Hellborns Gattin, eine vortreffliche Frau, mit welcher er in der glücklichsten Ehe lebte, nach lang andauernder Krankheit heimgegangen. Außer Rosa, seiner einzigen Tochter, hatte sie ihm noch zwei Söhne hinterlassen: Wilhelm, jetzt neunzehn Jahre alt, der sich zu seiner kaufmännischen Ausbildung in England befand, und den um ein Jahr jüngeren Max, welcher soeben die Universität bezogen hatte, um Medizin zu studiren.

Daß ein Mädchen gleich Rosa, schön und talentvoll, reich und aus angesehener Familie stammend, viel umworben wurde, darf nicht Wunder nehmen. Dennoch war bis jetzt an Herrn Hellborn keine Bitte um die Hand der Tochter gelangt. Hochgesinnt und jeder kleinlichen Eitelkeit fern, hatte das Mädchen es stets verstanden, ihren Bewerbern die Erfolglosigkeit eines solchen Schrittes mit Feinheit anzudeuten, und es war ihr dabei gelungen, jedes bittere Gefühl der Kränkung von den Verschmähten fern zu halten.

Vor Jahresfrist, als ein geistvoller liebenswürdiger Mann den tiefen Eindruck erkennen ließ, den Rosa auf ihn gemacht, hatte Herr Hellborn in freundlich ernster Weise seine Tochter gefragt, ob sie ihm nicht bald einen ehrenwerthen Mann als theuren Sohn zuführen werde?

„Vater," sagte das hocherröthende Mädchen, „glaube mir, ich halte es für das höchste Glück, einen Mann lieben und ehren zu können, wie die Mutter Dich geliebt und geehrt! Aber unmöglich kann es Dein Wunsch sein, daß ich mit kühler Achtung in einen Ehebund trete; lieber möchte ich meinen Frauenberuf als barmherzige Schwester erfüllen, die Kranken pflegen und Worte des Trostes in das Ohr der Sterbenden flüstern."

Hellborn küßte die schöne reine Stirn seiner Tochter, und ein ähnliches Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen. Rosa erhielt in ihrem Bekanntenkreise bald den Namen „der Unnahbaren", und man beobachtete mit Spannung, ob dem schönen Regierungsassessor von Wechmar — einem Neffen des Präsidenten —, welcher in diesem Winter nur allzu deutlich seine Bewunderung für die Stolze wahrnehmen ließ, gleichfalls es versagt sein würde, Fortschritte in Rosas Gunst zu machen.

Der junge Mann, dessen Aussprüchen Rosa — in die weichen Polster des Divans gelehnt — jetzt mit so großer Theilnahme folgte, war Professor Heinrich Arnold, ein erst sechsundzwanzigjähriger Mann, der jedoch durch seine wissenschaftlichen Forschungen sich bereits einen glanzvollen Namen errungen hatte. Arnold, in D. geboren und der Sohn eines armen, unlängst verstorbenen Handwerkers, war unter den Sorgen und der Noth einer stets bedrängten Häuslichkeit aufgewachsen. Nur mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen hatte er sich bis zur Hochschule fortgebildet, und in den ersten beiden Jahren auf der Universität waren seine Kräfte durch Studien und fortwährendes Arbeiten für den Lebensunterhalt fast aufgerieben worden. Aber die glühende Begeisterung für den erwählten Beruf und der Hoffnungsreichthum der Jugend hielten ihn noch empor, wo andere schon körperlich und geistig verkümmert wären, und als es am schlimmsten um ihn stand, kam unerwartet überreiche Hilfe.

Max Hellborn ein schwächlicher Knabe — damals zwölf Jahre alt — war durch Krankheit viele Wochen an das Haus gefesselt worden. Es schien durchaus nöthig, daß ein tüchtiger Lehrer ihn privatim längere Zeit unterrichte, damit er ohne zu große Anstrengung dahin gelange, dem Unterrichte wieder folgen, und mit den andern Schülern gleichen Schritt halten zu können. Der Direktor des Gymnasiums empfahl Arnold, welcher einer der begabtesten Zöglinge der Anstalt gewesen war, als Lehrer. Herr Hellborn offerirte ein sehr hoch bemessenes Honorar, und Heinrich Arnold kam nun täglich in das Haus des reichen Kaufherrn.

Der sanfte liebenswürdige Knabe, welcher vor kurzer Zeit erst die treu sorgende Mutter verloren hatte, schloß sich mit der ganzen Innigkeit eines offenen Kinderherzens an den Lehrer, welcher so trefflich es verstand, geistiges Streben und wissenschaftliche Kenntnisse als nie versiegende Quelle reinen, edelsten Genusses hinzustellen. Als der Knabe bereits für den Wiedereintritt in das Gymnasium vorbereitet war, bat er den Vater so dringend, sich von dem theuern Lehrer nicht trennen zu dürfen, daß der Konsul Herrn Arnold den Vorschlag machte, er möge die Arbeiten seines Sohnes überwachen und ihm als Erzieher zur Seite stehen. Arnold ging mit Freuden auf dies Anerbieten ein, und blieb nun, bis er die Universität verließ, in stetem Verkehr mit Max. So fand er natürlich oft Gelegenheit, dessen Schwester Rosa zu sehen und zu sprechen.

Es ist schwer, den Eindruck zu schildern, welchen das soeben zur Jungfrau erblühte Mädchen auf Arnold machte. Ihre Schönheit entzückte ihn, mehr noch fühlte er sich von der unbeschreiblichen Anmuth ihres Wesens bezaubert, sowie von der vollendeten Ruhe und Sicherheit ihres Benehmens. In den Kreisen der Gesellschaft, die bis dahin ihm zugänglich gewesen, konnte es solche Erscheinungen kaum geben, und Arnold hielt daher die Eigenschaften und Vollkommenheiten, welche aus Rosas bevorzugter Lage entsprangen, für den Ausfluß eines von der reinsten Harmonie erfüllten Gemüthes. Wie zu einer segenspendenden Fee, welche den Einblick in ein ungeahntes Wunderland der Schönheit uns erschlossen hat, schaute er zu ihr auf, und empfing jedes freundliche Wort von Rosa mit einem sein Herz beglückenden Dankgefühle.

Ob das Mädchen eine Ahnung davon hatte, was in Arnolds Brust sich regte? Sie ließ nichts davon merken, allein sie sprach gern zu ihm und erfreute den jungen Mann häufig durch kleine Gefälligkeiten, wie das Darleihen eines interessanten Buches, oder das Vorzeigen neuer, von ihrem Vater erworbener Kunstwerke.

Immer näher rückte die Zeit, in welcher Heinrich Arnold nach der Residenz gehen mußte, um dort sein Staatsexamen als Arzt zu machen; kaum aber wagte er die Frage sich im Stillen vorzulegen, wie es für ihn zu ertragen sein werde, wenn er die holde Gestalt nicht mehr sehen, an dem Zauber ihres Wesens nicht weiter sich erquicken könne. Doch erst als die Abschiedsstunde geschlagen, und Rosa ihm die Hand zum Lebewohl gereicht hatte, kam das Bewußtsein der tiefsten Liebe für sie mit einer Allgewalt über ihn, die zu gleicher Zeit ihn erschreckte und beglückte.

Mit fieberhafter Hast ordnete Arnold seine Reise-Effekten. Dann setzte er sich an seinen Arbeitstisch, stützte den Kopf in die Hand und schloß die

Augen, als wolle er sich ganz von der äußern Welt isoliren, um nur das eine geliebte Bild im Geiste zu betrachten. Bis tief in die Nacht blieb er unbeweglich auf seinem Platze. Was ihm die Brust zum Ueberströmen füllte, ach, wenn er es in ein anderes Herz hätte ausschütten, wenn er von all' dem Reichthum und dem Schmerz seiner Seele hätte erzählen dürfen!

Doch wem konnte er das süßeste Geheimniß seines Lebens offenbaren? Wo war ein Würdiger zu finden, zu dem sich gebührend von Rosa sprechen ließe?

Arnolds Hand griff nach einem Blatt Papier — jenem immer bereiten Freunde und Vertrauten, zu dem auch die Dichter und Sänger in den seligen Stunden des Schaffens sich wenden, um ihren Geist zu befreien — und dahin fluthete der Erguß eines von reiner Liebe bewegten, unentweihten Herzens.

Unwillkürlich wurden Arnolds Worte an Rosa gerichtet; er enthüllte ihr sein ganzes Empfinden, sein inniges Dankgefühl, seine stille Anbetung. Kein Wort deutete auf die Möglichkeit hin, er könne sie jemals erringen; auch war in der That ein so vermessener Gedanke ihm bis dahin nie gekommen:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!“

Und doch wuchs Arnolds Muth im Schreiben. Er wagte endlich die Bitte: Rosa solle nur ein Wort ihm senden, daß sie nicht beleidigt sei, ihm nicht zürne, sondern zuweilen freundlich seiner gedenken werde.

Die Liebe erhöht zu gleicher Zeit unsere geistigen Fähigkeiten und vermindert unsere Geschicklichkeit für die gewöhnlichen Besorgungen des Lebens. Arnold, der mit einem Feuer und in einem Stile geschrieben, gleich einem Dichter von Gottes Gnaden, fand keinen Ausweg, wie er dies Blatt Papier an Rosa befördern könne. Durch die Post oder durch einen Boten senden? Nein, das war viel zu alltäglich und auch zu unsicher. Es überlief ihn heiß, wenn er an die Möglichkeit dachte, ein anderer als Rosa könnte die Bekenntnisse lesen, die er mit seinem Herzblut geschrieben! Da kam ein Gedanke, über den er so stolz war, wie niemals zuvor über eine Bethätigung seiner Geisteskraft: auf dem Tische dort lagen noch Lenaus Gedichte, welche Rosa ihm geliehen und die er versprochen hatte, durch Max, welcher am nächsten Morgen zu ihm kommen wollte, zurückzusenden. Arnold faltete das Schreiben zusammen, legte es vor das Titelblatt des Buches, und siegelte dies in einen Bogen Papier, welchen er in den saubersten Schriftzügen an Rosa adressirte. Sein Einfall erschien ihm überaus sinnreich: Rosa würde, durch die sorgsame Einhüllung aufmerksam gemacht, das Buch gleich aus der Enveloppe nehmen, seine Worte lesen — — und wahrscheinlich in ihrer himmlischen Güte die erbetene Antwort ihm senden.

Max wurde in der Frühe des folgenden Morgens das wichtige Päckchen zur Beförderung eingehändigt. Arnold schärfte ihm mehrmals ein, sich unmittelbar nach Hause zu begeben und sofort das Buch seiner Schwester zu überreichen. Er sollte dabei ihr mittheilen, daß er sich von dem Vater die Erlaubniß erbitten werde, seinen Lehrer am Nachmittage auf dem Bahnhof — bei dem Abgange des Zuges — noch einmal aufzusuchen.

Der junge Mann holte tief Athem, als der Knabe sich entfernt hatte, — aber plötzlich überfiel ihn eine Bangigkeit über die Folgen dieses allzu kühnen Schrittes und er war nahe daran, seinem Zöglinge nachzueilen, und das Buch mit seinem Inhalt nochmals an sich zu nehmen. Doch schnell besann Arnold sich; wenig geziemend dünkte es ihn, den einmal beschlossenen Schritt wieder-um zurückzuthun.

Endlich, endlich rückte die mit so großer Spannung erwartete Nachmittagsstunde heran; Arnold begab sich viel zu zeitig nach dem Bahnhofe; doch seine Ungeduld, Max zu erwarten und durch den Knaben eine Botschaft von Rosa zu erhalten, hatte ihm nicht länger in seiner Wohnung Ruhe gegönnt.

Der Knabe kam, aber er war von seinem älteren Bruder und dem Vater begleitet. Dies Zeichen ehrender Beachtung von Seiten Hellborns wurde zwar von Arnold mit aufrichtigem Dankgefühle entgegengenommen; es konnte jedoch die bittere Enttäuschung, von Rosa nicht einmal einen Abschiedsgruß zu empfangen, in keiner Weise aufwiegen. Doch sie würde wohl später schreiben, tröstete der Liebende sich; nur die Gegenwart des Vaters hatte sicherlich die Holde davon abgehalten, ihm einige Worte zu senden.

Gleich nach der Ankunft in der Residenz schrieb Arnold an Max und forderte seinen früheren Zögling auf, er möge recht oft ihn durch Nachrichten aus dem Vaterhause erfreuen. Max wurde nun ein fleißiger Korrespondent, gleichwohl gelangte in beinahe fünf Jahren, die Arnold fern von seiner Vaterstadt verlebte, auch nicht eine Zeile von Rosa an den jungen Mann.

Arnolds hervorragende Bedeutung in der Gelehrtenwelt hatte bald die glänzendste Anerkennung gefunden. Von dem bescheidenen Amte eines Assistenzarztes an einem öffentlichen Krankenhause führten ihn wichtige Entdeckungen in kurzer Zeit zu einer Professur und machten seinen Namen bekannt, soweit man die Wissenschaft ehrt und pflegt. Er stand jetzt auf dem sicheren Haltepunkte, wo das Schauen auf den zurückgelegten Weg eben so erhebend ist, als der Blick in eine von edlen Aufgaben verschönte Zukunft. Groß waren die Wandlungen in seinem Innern gewesen, aber ein Gefühl hatte nichts zu erschüttern vermocht: an Rosa reichte kein anderes Frauenbild hinan! Trotzdem Arnold Rosas Verhalten gegen ihn — jemehr er des eigenen Werthes sich bewußt wurde — als eine Kränkung aufzufassen hatte: in seinem Herzen blieb ein Schrein, dem er stets mit derselben glaubensvollen Andacht nahte, wie in den Tagen, die längst dahin gerauscht. Ab und zu hörte er den Namen der Geliebten aussprechen, wenn ehemalige Kommilitonen ihn, den nun berühmten Mann, wiederum aufsuchten. Mit einem Gefühl des Triumphes vernahm er dann ihr Lob, während die Kunde, daß dieser oder jener seine Hand nach diesem Schatze auszustrecken wagte, ihn jedesmal mit bitterer eifersüchtiger Pein erfüllte.

Vor wenigen Wochen war Arnold von einer anderen Hochschule unter den ehrenvollsten Bedingungen an die Universität seiner Vaterstadt berufen worden und diesem Rufe auch gefolgt. Er hatte im Hellbornschen Hause sofort einen Besuch abgestattet, jedoch absichtlich eine Stunde dazu gewählt, in welcher er Rosa nicht daheim wußte. Zu widersprechende Empfindungen durchzogen des jungen Mannes Brust, und ihm bangte vor einem Alleinsein mit ihr in den Räumen, welche für ihn mit unaussprechlich süßen Erinnerungen verwebt waren. Arnold wollte zunächst auf neutralem Boden, in größerer Versammlung Rosa gegenüber treten, und wirklich waren beide sich schon zweimal in Gesellschaft begegnet. Außer einer ehrfurchtsvollen Verbeugung Arnolds, die mit ruhiger Artigkeit erwidert wurde, hatte jedoch keine Annäherung zwischen ihnen stattgefunden.

Rosa — das zeigte Arnold der erste flüchtige Blick — war eine völlig andere geworden, seitdem er sie zuletzt gesehen; allein der Zug von Hoheit, der jetzt auf ihrem edeln Antlitz und auf allen ihren Bewegungen ruhte, dünkte ihm noch fesselnder als der heitere Liebreiz der Unbefangenheit früherer Jahre. Wer doch in ihrer Seele zu lesen vermöchte! —

Rosa hatte ihren Platz auf dem kleinen Divan behalten, auch als Arnold sein Gespräch beendet hatte und mit dem andern Herrn einer Gruppe von Gästen wieder näher getreten war. Assessor von Wechmar, der schon längere Zeit das stille Plätzchen ins Auge gefaßt, auf welches Rosa sich zurückgezogen, trat jetzt neben sie und strebte, durch die verbindlichste Unterhaltung in der Gunst der spröden Schönen sich ein wenig zu befestigen.

Doch bald erschien die Dame des Hauses, eine kleine Marmorschale in der Hand haltend, in der Mitte des Zimmers und sagte:

„Wir zählen unter unsern lieben Gästen sechs junge Damen und eben soviel unverheirathete Männer; ich habe mich bemüht, nach bester Einsicht die schon gefesselten Herren und Damen um einen großen Tisch zu vereinen, für die zweite Tafel möchte ich das Loos walten lassen, um jeder Dame einen passenden Kavalier zu verschaffen. In dieser Schale befinden sich auf sechs zusammengerollten Papierstreifen die Namen unserer unverheiratheten Herren; darf ich die jungen Damen bitten, durch die Wahl eines solchen Blättchens ihren Tischnachbar selbst zu bestimmen?“

Die jungen Mädchen verneigten sich, als Zeichen der Zustimmung, artig vor der Präsidentin. Diese wendete sich zu Rosa und sagte in verbindlichem Tone: „Fräulein Hellborn, ich bitte freundlichst den Anfang machen zu wollen!“

Rosa aber sagte schnell und abwehrend: „O, gnädige Frau, lassen Sie mich die letzte sein!“

„Ganz nach ihrem Wunsche!“ entgegnete die Präsidentin und ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **In China** bestehen neun Klassen von Mandarinen, deren jede für Militär und Civil besondere Abzeichen besitzt, durchweg Thiere, die auf einem etwa einen Quadratfuß großen viereckigen Schild aufgestickt sind. Diese Schilder werden von den Mandarinen auf Brust und Rücken getragen, und an ihnen erkennen die Chinesen ihre Beamten, die Soldaten ihre Offiziere. Die Thiere sind die folgenden:

Rang.	Armee und Flotte.	Civil.
1. Klasse	Nashorn	Kranich
2. „	indischer Löwe	Goldfasan
3. „	Leopard	Pfau
4. „	Tiger	wilde Gans
5. „	Bär	Silberfasan
6. „	Tigerkatze	Reiher
7. „	Waschbär	Ente
8. „	Seehund	Wachtel
9. „	Rhinoceros	Elster

Außer diesen Brustschildern ist auch die Art der Leibgürtel genau festgesetzt, so z. B. tragen die Mandarine erster Klasse rothe Gürtel mit Schnallen aus Jade (Nephrit) und Rubinen, jene der letzten Klassen Schnallen aus Büffelhorn.

Zu den Abzeichen der Mandarine gehören auch die Knöpfe oder vielmehr nußgroßen runden Kugeln auf der Spitze der chinesischen Kappen. Bei den Mandarinen 1. Klasse sind diese Kugeln Rubinen, bei jenen der 2. Klasse Korallen, die Knöpfe der Mandarine 3. und 4. Klasse sind blau, und zwar durchsichtig blau (Saphir) und undurchsichtig (Lapis Lazuli); bei der 5. und 6. Klasse weiß, durchsichtig (Krystall) und undurchsichtig (Marmor) 2c. Sollen Mandarine für leichtere Vergehen bestraft werden, so wird ihnen für eine bestimmte Zeit der Knopf entzogen.

* **Bestattung in Schlitten.** Den Schiffsgräbern auf der skandinavischen Halbinsel steht im alten Rußland die Bestattung der Verstorbenen in Schlitten gegenüber. Eine derartige Bestattung war bisher noch aus dem 17. Jahrhundert in Wolhynien und aus späterer Zeit im Kreise Radomysl, Gouvernement Kiew, bekannt. Das neueste Heft der historischen Zeitschrift „Kiewskaja Starina“ berichtet jetzt, diese Bestattungsweise habe sich noch bis heute im Kreise Balta, Gouvernement Podolien, und im angrenzenden Gouvernement Chersson erhalten. Vor einigen Jahren fand eine solche Bestattung im Flecken Kriwoje Osero am hellen Tage statt, und zwar im Monat Juli. Der Verstorbene, ein begüterter Bauer, wurde eingesargt, und der Sarg auf einem mit drei paar Stieren bespannten einfachen Schlitten feierlichst auf den Kirchhof gebracht. Eine solche Bestattung wird dort nur geachteten alten Personen zu Theil.

* **Zur Bestimmung der Sonnentemperatur** sind neuerdings höchst beachtenswerthe experimentelle Untersuchungen von Wilson und Gray ausgeführt worden. Sie verglichen die Sonnenwärme mittels einer empfindlichen Strahlungswaage mit der Wärme eines glühenden Platinstreifens, die sich recht genau ermitteln ließ, und fanden 6200 Grad C., einen Werth, der relativ gut übereinstimmt mit dem von Le Chatelier erhaltenen (7600 Grad.) Man darf nunmehr annehmen, daß die Kenntniß der Sonnenwärme um 1000 oder höchstens 2000 Grad unsicher ist, und daß von Temperaturen bis zu 5 Millionen Grad, wie man sie zuweilen angegeben findet, nicht die Rede sein kann. Voraussichtlich wird das Wilson-Gray'sche Verfahren auch in den Tropen ausgeführt werden, wo die meteorologischen Bedingungen, die bei derartigen Messungen eine hervorragende Rolle spielen, außerordentlich viel günstigere sind.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.